

Perspektiven eines unmöglichen Berufs. Kirchenmusik zwischen traditioneller Ausbildung und pluralistischer Gemeindepraxis.

Referat und Thesen zur Vollversammlung des Verbandes Ev. Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in Berlin-Brandenburg am 11.1.1999

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
verehrtes Auditorium! - oder (sollte ich sagen) Spectatorium?

Das hängt von ihrer Sichtweise ab, von der Perspektive. (Ich bin gebeten worden, über Musik zu reden, über einen Musikberuf, über Perspektiven der Kirchenmusik. Und das tue ich gerne, weil mir mein Beruf am Herzen liegt. Er ist Teil meines Lebens. - Ich möchte meine Beobachtungen mitteilen und Wege zeigen und komme doch ohne mediale Hilfsmittel zu Ihnen, keine Overheadfolien, keine Dias, auch keine Musikbeispiele. Für die trockene Form des Referats sollte ich mich entschuldigen. Um dennoch ihre Vorstellungskraft zu stärken, möchte ich den optischen Einstieg in das Thema noch etwas fortführen.) Fotografieren Sie gerne? Ich nehme einmal an, daß Sie in der Weihnachtszeit oder zum Jahreswechsel viele Bilder gemacht haben. Keines gleicht dem andern! Erstens vergeht die Zeit, und wir bzw. das Motiv haben sich mit ihr verändert. Zweitens wechseln Blickwinkel oder Lichtverhältnisse, Positionen und Farben. Fotos sind demnach Momentaufnahmen, Fixierungen einer entweder realen oder idealen, konstruierten, gestellten Wirklichkeit.

Ja, es lohnt sich deshalb immer, das Album mit den Berufs-Bildern Kirchenmusik hervorzuholen - es gibt halt nicht nur ein Berufsbild - und ihre jeweilige Fixierung zu betrachten und daraus Schlüsse für neue Motive und Motivationen zu gewinnen. Ein Berufsbild lebt nämlich und entsteht aus einer Spannung, aus der Spannung zwischen denjenigen, die den Beruf ausüben, denjenigen, die dazu aus-bild-en, also die oder den Berufenen formen, und denjenigen, die ein (subjektives) Urteil darüber fällen, wozu dieser Beruf, diese Arbeit gesellschaftlich nötig sei, wo er seinen Platz habe. Letzteres ist eine Errungenschaft der Aufklärung - und wir müssen damit leben, denn das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen - , nämlich daß Urteile gefällt werden von Personen, die die Sache selbst nicht kennen, den Beruf nicht gelernt haben. - Das Berufsbild Kirchenmusik bewegt sich also dialektisch zwischen fast ausschließlich staatlicher

Studienordnung, den haupt- und nebenberuflichen und ehrenamtlichen Kirchenmusiker/innen und einer demokratischen Öffentlichkeit. In diesem Kontext nun ist, so meine erste These (oder mein erstes Foto), das traditionelle Berufsbild Kirchenmusik blaß und matt geworden.

1. Kirchenmusik, ein unmöglicher Beruf.

Ein Blick zurück. Geschichtlich betrachtet gehört die Kirchenmusik ja zu den jüngeren Berufszweigen.

Die Musik im Tempel des Alten Testaments wurde von Israels Priesterschaft verantwortet. Die Leviten waren die Priester-Musiker. Religion, Liturgie, Gesang, Instrumente, Tanz und Prophetie gehörten eng zusammen. Tempelmusik, keine Kirchenmusik - logisch.

Der Kantor der jüdischen Synagoge war Vorsänger der Gemeinde, nicht Instrumentalist oder Spielmann. Die christliche Kirche übernahm Vieles aus der synagogalen Tradition. Das Singen der Psalmen, die vokale Hervorhebung des Bibeltextes und die Antwort darauf waren gewiß nie in Frage gestellt worden.

Im Mittelalter sang ein katholische Klerus den Gregorianischen Choral in reicher rhythmischer Nuancierung. Manchmal frage ich mich, ob und wie sie sich wohl dazu bewegt haben?

Durch Humanismus und Reformation wurde erstmals ein Berufsbild geschaffen, das einen Pädagogen und einen Kantor, im Sinne eines Vokal-Musikers und Chorleiters, kombinierte. Das protestantische Kantorat verband Schule und Kirche, Erziehung und gottesdienstlichen Gesang, die mindestens seit dem Mittelalter liiert waren, noch enger miteinander. Der Organist war eher eine Spezies des weniger wichtigen Instrumentalbereichs. Bis ins 18. und 19. Jahrhundert galt dieses Kantorats-Bild und wurde mit der Trennung von Schule und Kirche überholt.

Erst in unserem Jahrhundert wurde von wenigen ein Beruf geschaffen, der Kirche (hier in der Bedeutung von Gottesdienst und Gemeinde) und Musik (und zwar umfassend vokal und instrumental), also die beiden Teile des Doppelwortes als Kompositum Kirchenmusik professionell, d.h. als Berufszweig und auf eine Person hin ausgerichtet, zusammenlegte. Welcher Teilbegriff ist gewichtiger? Geht das als Beruf überhaupt zusammen?

Der russische Komponist Borodin sagte einmal, daß man die Liebe und die Musik nicht berufsmäßig ausüben sollte. Weil man Gefühl und Seele nicht verkaufen darf? Also Emotion contra Profession? Weil dem Arbeitsmarkt und wirtschaftlichem Denken Herzlosigkeit immanent ist? Geld oder Liebe? - Nun gibt es heute aber Musikberufe und auch Kirchenberufe, und wenn es überhaupt kirchliche Berufe geben soll oder muß - und ich meine, ja - , kann das für die Kirchenmusik funktionieren? Ich fühle mich an die Quadratur des Kreises erinnert. Es soll wohl

eine Lösung gefunden worden sein, obwohl die Zahl Pi - sie wissen: 3,1415926 usw., nicht bestimmbar ist. Ist denn der Begriff Musik bestimmbar? Musik ist vielleicht noch eher bestimmbar als Kirche - oder Gemeinde. Aber die Schwierigkeiten begegnen uns täglich. These 2 als Frage: War es ein Fehler, Kirche und Musik berufsmäßig zu kombinieren?

Wobei mit „Beruf“ heute ein Begriff gemeint ist, der in der Zukunft so nicht mehr gelten wird. Beruf als Berufung scheint den pluralistischen, mobilen und globalen Anforderungen einer modernen Gesellschaft zu widersprechen, von der Umsetzung des Rechtes auf Arbeit ganz abgesehen. Sie sagt, daß man/frau einen Job hat und seinen Job macht, und wenn man nicht ausgelastet ist, meinetwegen mehrere Arbeitsverträge parallel zu laufen hat, sie will, daß man sich daran gewöhnt, an mehreren Orten zu arbeiten. Arbeiten, um Geld zu verdienen und die Wirtschaft zu steigern, und Geld verdienen, um zu leben. Ich halte die Trennung der Lebensbereiche und Lebenszustände in Arbeit und Privatleben, Werktag und freier Tag, Tag und Nacht für einen verkehrten, der Seele schadenden Weg. Im Prinzip müßte der Biorhythmus eines jeden Menschen als Grundlage für erfolgreiche und zufriedene Tätigkeiten respektiert werden. Und der läßt sich nie schematisieren oder verallgemeinern. Unsere Teilzeitgesellschaft scheint auf die Bedürfnisse der Individuen einzugehen, unterwirft sie jedoch dem wirtschaftlichen Primat. Ich behaupte: Kirche als Arbeitgeberin im Kontext der freien Marktwirtschaft liefert die Liebe ans Messer. Daher ist Kirchenmusik ein unmöglicher Beruf.

Darüberhinaus ist die Aufteilung in Haupt- und Nebenberuf, in Vollzeit- und Teilzeitbeschäftigung durcheinander geraten, in Auflösung begriffen. Der „Amts“-begriff (also haupt-amtlich, neben-amtlich) wird schon seit einiger Zeit nicht mehr gebraucht. Arbeitsverhältnisse als Arbeiter, Angestellte, Beamte, Selbständige, und was es noch an Überblendungen gibt, beschreiben kaum die unübersichtliche Gemengelage: Die (falsche?) Sehnsucht nach Einheit und Ordnung wird nie zu einer Vereinheitlichung führen.

Weitere Blicke auf die beiden Hälften des Wortes Kirchenmusik, und damit

2. Sobald die Ausbildung zum Kirchenmusiker Sache des Staates ist, liegt das Interesse mehr auf der Förderung der Musik-Hälfte des Berufs.

Der Kirchenmusiker wird oft als Künstler mit so eigenartigen, komischen Macken angesehen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das instrumentale Üben, die täglichen, einsamen Stunden mit dem Instrument gerade nicht die kommunikative Ebene fördern, die in der Gemeindegarbeit so notwendig ist. Dazu paßt, daß es an den meisten kirchenmusikalischen Ausbildungsinstituten, auch an der HdK, mehr Orgelprofessuren als Chorprofessuren gibt - was allerdings auch daran liegt, daß der Orgelunterricht ein Einzelunterricht ist und der Chorleitungsunterricht ein Gruppenunterricht. Aber die künstlerisch-instrumentale Formung

überwiegt. Und wir alle haben wohl viel mehr Stunden an Klavier und Orgel gesessen, als gesungen. Brahms Motto F-A-E, „Frei aber einsam“, gehört ebenso in dieses Feld.

Diese Tradition führt konsequenterweise eher zur Reproduktion und Produktion von „großer“ Kirchenmusik als zur Ausübung „funktionalen“ Musizierens innerhalb eines Gottesdienstes. Einzelne Kurse und Wochenenden können diese prinzipielle Ausrichtung nicht retuschieren. Die Umsetzung der in der Studienordnung verankerten grundsätzlichen Vielfalt der musikalischen Ausbildung bleibt ein Desiderat.

Alle Bestrebung sind daher zu unterstützen, in denen diese Vielfalt der Musikstile gelehrt und gelernt wird. Vielleicht müßte es gar verschiedenere (Kirchen-)Musikausbildungen geben, mehr Spezialisierungsmöglichkeiten. Gegenseitiger Respekt ohne Hochmut, der bekanntlich vor dem Fall kommt, zeugt nur vom liebenswerten, bunten Pluralismus des Lebens, der gesamten Schöpfung Gottes. Patchwork statt Flickenteppich. M.E. sind alle Überlegungen, A-, B-, C-, D- und ENO-Ausbildungen in sich zu verbessern, ein Reparieren an Abstellgleisen. Die Hauptschienenstränge führen in andere Gebiete. Schon gut, daß z.B. auf der Rektorenkonferenz geplant wird, die A- und B-Stufung aufzuheben. Es gibt ja auch keine A- oder B-Pfarrer, keine A- oder B-Lehrer, keine A- oder B-Schornsteinfeger usw.

Dennoch: Auch Gemeinden müssen sich überlegen und definieren, welche Qualität ihnen die Musik als Kunstform bietet. Ist die Musik für den Gemeindeaufbau so unerläßlich, daß auf sie nicht verzichtet werden kann? Und umgekehrt: Die Kirchenmusikausbildung muß sich fragen lassen, ob sie nicht den Wünschen der Gemeinden schneller nachkommen kann als dies z.Zt über den Verwaltungsweg der Fall ist (ich erinnere mich nur ungern meiner eigenen Arbeit in der Ausbildungskommission der HdK von 1978-1981, die erst 1992 zu einem veröffentlichten gesetzlichen Ergebnis im HdK-Anzeiger 4/92 führte).

Noch ein Problem: Ein Ziel der staatlichen Musikausbildung ist, daß sich ein künftiger Musiker oder Musikerin auf dem (Welt-)markt messen lassen muß. Das führt dazu, daß die erworbene Professionalität des Musizierens von den einzelnen Gemeinden, die ja die Anstellungsträger sind, nicht mehr bezahlt werden kann und will. Der Kirchenmusiker ist dann oftmals der Büttel, von dem in der medialen Öffentlichkeit einer Großstadt wie Berlin nur Notiz genommen wird, wenn seine Ideen die Normalität überschreiten. (Die Tagespresse in Berlin rezensiert fast keine kirchenmusikalischen Veranstaltungen mehr.) Konsequenz ist die Diskrepanz zwischen (anerzogenem?) künstlerischem Anspruch und bezahlbarer musikalischer Tätigkeit.

3. Die Kirchen-Hälfte des Berufs unterliegt stärker dem Einfluß des Generationenwechsels, also auch modischen Tendenzen.

Da Musik als Kunst immer von „Können“ herrührt, also eine Tätigkeit ist, die formalen Prinzipien und Fähigkeiten unterliegt, die erlernt werden können, ist die Musik-Hälfte als Konstante zu definieren. Kirche als Institution dagegen führt in diesen Tagen gerade wieder vor, wie die Entscheidungsgewalt auf die Gemeindeebene zurückverlagert wird. Dort haben gewählte Gemeindegremien Macht und Einfluß auf den Weg und das Profil einer Gemeinde. Die Schwierigkeit besteht nun darin, zu definieren, was denn Gemeinde ist. Die großen Unterschiede von Stadt- und Landgemeinde (vom unserem Bischof in seinem November-Synodenbericht kürzlich vermerkt), von Zentrumskirchen ohne Wohnkiez und volks-, frei- oder bekenntniskirchlich organisierten Gemeinden in Wohngebieten, ja auch die Definition von Gemeinde durch kontradiktische Positionen von Pfarrer, Laien oder GKR machen ein absolutes Urteil unmöglich. Gemeinde ist demnach relativ. Für mich gilt das Jesus-Wort: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da will ich unter ihnen sein (Mt 11). Und wo Kirchenmusik sich diesem Wort stellt, ist sie geistlich!

Gemeinde definiert sich gleichwohl aus dem Anspruch zu wachsen, aufgebaut zu werden, zu missionieren. Gemeinde hat ein Ziel. Liegt das Ziel in der Ausbreitung des Evangeliums oder in der Bewahrung, oder beides? Um bei dem Bild einer Zelle zu verweilen: Ist Kirche ein Zell-Kern oder eine Membran zwischen heiligem Kern und Außenwelt?

Die traditionelle Kirchenmusik kann und wird dem Pluralitätsanspruch der Gemeinde nie genügen. Entweder müssen mehr Personen angestellt werden, die musikalische Arbeit leisten (so wie es Pfarrer oder andere Personen für die Alten-, Jugend-, Kinderarbeit gibt), oder die Profile der Gemeinden müßten sich deutlicher voneinander unterscheiden: Hier ein Gospelchor, dort der stimmlich geschulte Chor für die Aufführung der Werke der Tradition, hier die musikalische Früherziehung, dort die Arbeit mit den Seniorinnen und Senioren, die in Deutschland immer zahlreicher werden und für die Zukunft eine nicht zu vernachlässigende Aufgabe darstellen, hier die Kantate im Gottesdienst, dort die Taizé-Gesänge zur Meditation im Abendgebet. Auf Kirchenkreisebene ließe sich so noch ein ganzes Stück mehr an musikalischer Vielfalt und Vitalität erreichen, die ein Gewinn für den Kreis bedeutete.

4. Musik und Gemeinde (als eine sichtbare Gestalt von Kirche) müssen aufeinander bezogen sein.

Nach der allgemeinen Dienstanweisung für evangelische Kirchenmusik bin ich als Kirchenmusiker für das gesamte Musikleben der Gemeinde verantwortlich. Schlechterdings ein unmöglicher Anspruch. M.E. ist der Kirchenmusiker in der Hauptsache verantwortlich für die Musik im Gottesdienst, als der Ort wo sich Gott und Gemeinde regelmäßig begegnen. Da sich aber das Gottesdienstbild wandelt, ist die notwendige musikalische Zuarbeit hierfür in der Schwebe und nicht mehr verankert. Man rettet sich im Anthropologischen und Therapeutischen: Musik in der Gemeinde soll Menschen zueinander bringen, die loben, klagen, getröstet werden, sich erbauen, meditieren oder lernen wollen. Musikaarbeit für die Gemeinde bedeutet demnach musikalische Erziehung der Gemeindeglieder und Heilung menschlicher und mitmenschlicher Zustände. Natürlich ist von Gemeinde zu Gemeinde zu unterscheiden. Der Kontext ihrer jeweiligen Musiktradition ist zu unterschiedlich und einzubeziehen.

Dennoch: Gottesdienst ist ohne Gesang, ohne gehobene Rede unmöglich. Klar, meditative Gottesdienste können auch schweigend gefeiert werden. Doch Singen und Sagen gehören nicht erst seit mindestens 500 Jahren zusammen. Denn wes das Herz voll ist, des muß der Mund überfließen... Hier hätte jetzt ein professioneller Musiker seinen Sitz im Leben: als Anleiter, Vorreiter, Vormacher, Einüber in Lob und Klage, Einbeter in die Wolke der Zeugen, Bewahrer der Tradition. Er muß den relativen Zustand der Gemeinde, der Christenmenschen aufspüren und darauf mit musikalischen Mitteln reagieren!

Das kreative Potential kann durch Abbau von Hierarchie und Verwaltung zur Entfaltung gebracht und gestärkt werden. Die institutionellen Strukturen von Kirche verhindern zumeist Eigenverantwortlichkeit. Kirchenmusikalische Verantwortung bedeutet für mich auch, die Wirtschaftsbefugnis übertragen zu bekommen und nicht wegen jeder Ausgabe oder Rechnung bei der Geschäftsführung antreten zu müssen. Eine kirchenmusikalische Anstellung ist halt nicht mit einer sekretariellen vergleichbar. In der freien Wirtschaft gibt es immerhin „leitende Angestellte“, die einen vorrangigen Verantwortungsbereich zugewiesen bekommen.

Und wenn wir Abschied von der Volkskirche zu nehmen haben, besteht dann nicht die Chance, daß die Gemeinden und Kirchenkreise ihr spezifisches Profil neu herausarbeiteten. In der Großstadt Berlin muß nicht jede Gemeinde das ganze Spektrum christlicher Arbeit leisten. Das darf m.E. zu weiteren kirchenmusikalischen Spezialisierungen führen, Jugendmusik, Seniorenarbeit, Avantgarde, Sakraltanz, Meditation.

5. Ein großer Teil der Kirchenmusik verfehlt seine Aufgabe.

Wenn wir Jesu Weg ernst nehmen, müssen wir uns fragen lassen, ob wir bei den Schwachen stehen. Haben wir mit Prostituierten gesungen? Sind wir zu den Obdachlosen gegangen und haben mit ihnen Lieder eingeübt? Haben wir mit Flüchtlingen musiziert? Der Weg Jesu war sicherlich kein Weg der Repräsentanz. Kirchenmusik ist aber zu einem großen, auch wunderbaren Teil der Repräsentation verkommen. Wenn aber die existenzielle, persönliche Kraft der Musikaussage nicht mehr erkennbar wird, ist die Musik museal-reaktionär.

Die Musikaussage ist abhängig vom Zeitwandel und den Zeichenverschiebungen, auch den Kommunikationsstörungen unserer Gesellschaft. Ich frage: Haben wir die rechten musikalischen Mittel gefunden und benutzen sie? Können wir uns verständlich machen? Sind Zeichen und Symbole Allgemeingut? Wie kommunizieren wir? Mit Gott und mit Menschen reden, aufeinander zuhören und antworten, die Sinne öffnen und sensibel ausrichten, das ist substantiell etwas anderes als Telefonsex, chatten im Internet oder playback-shows der Fernsehunterhaltung.

Nur wenn Musik als Lob und Klage erkennbar bleibt, wird sie sympathisch im Wortsinn, ist sie bei den Menschen! (Sym-Pathie = Mit-Leid.) Hier widerspricht absolute Musik der Nachfolge Jesu.

6. Musik für die Kirche kann und muß das Un-Erhörte zum Klingen bringen.

Ein scheinbarer Gegensatz zu dem vorher gesagten, wo ich die Relativität betont habe. Musik hat sich im Laufe ihrer Geschichte aus dem ursprünglich religiösen Kontext herausgelöst. Sie ist den Weg des Absoluten gegangen und hat das Emotionale benutzt und manipulierbar gemacht. Musik will um ihrer selbst willen existieren. Musik ist göttlich. Musik ist Religionsersatz. Nicht nur die Pop- und Rockmusik unseres Jahrhunderts nutzen religiöse Dimensionen. Im Künstlerwesen des 19. Jahrhunderts waren die Weichen schon gestellt.

Wenn Vision (als Schauen des Kommenden), Prophetie (siehe den Kontext von Musik und Prophetie bei den Juden), Kairos (ein Augenblick Gottes) und Gottes Reich (das hier und heute begonnen hat) vermittelt werden wollen, müssen auch alle Möglichkeiten genutzt, alle Register gezogen werden. (Der Zweck heiligt dennoch nicht alle Mittel!) Wenn also absolute Musik mit den Mitteln der Musik aus sich selbst heraus imponiert, darf trotzdem von Stimmigkeit gesprochen werden. Gottes Reich ist immer das ganz Andere; wir können es nicht fassen. Wir können es uns nicht ausmalen. Nur verschiedene Zugänge, nur verschiedenen Perspektiven auf die Basilea Theou sind möglich. Warum sollte sich Gott also nicht auch in absoluter, nicht-funktionaler Musik spiegeln?

Ich behaupte: So, wie Musik ein Gegenüber braucht, auf ein Gegenüber angewiesen ist, so ist Gemeinde Christi auf das Nicht-Sagbare angewiesen, das nur mit Klängen ausgedrückt werden kann. „Am Anfang war der Klang.“

7. Die ökumenische Perspektive.

Perspektiven sind keine Lösungswege. Auf der Suche nach veränderten Blickwinkeln und neuen Motivationsschüben bin ich auf zwei gestoßen, die mir wichtig scheinen. Hier die erste, die ökumenische: In der Ausbildung an der HdK ist der Weg schon ansatzweise begonnen. Der Name des Institutes spricht für sich: Ökumenisches Institut für Kirchenmusik. Die Erkenntnis, daß ein Kirchenmusikstudium keine konfessionellen Grenzen haben dürfte, ist an sich nicht neu. Und in der Tat, nur die Fächer Gregorianik (acht Semester für katholische Studierende und zwei für evangelische) und Hymnologie (vier Semester für evangelische und zwei für katholische) unterscheiden sich in der Studienordnung. Das Fach Theologie ist für alle Konfessionen acht Semester lang Pflicht und wird wegen der Prüfungsordnung in den Lerninhalten etwas abweichend vermittelt. - Andere Hochschulen gehen ähnliche Wege. Seit dem Wintersemester 1998/99 kooperieren die in kirchlicher Trägerschaft stehenden kirchenmusikalischen Ausbildungsinstitute in Württemberg (Esslingen auf evangelischer Seite und Rottenburg-Stuttgart auf katholischer), wobei Esslingen gar seinen Sitz nach Tübingen verlegt hat, um räumlich näher an Rottenburg zu rücken, vor allem aber um dichter bei der Studentenschaft zu sein.

Bei Anstellungsverträgen ist eine überkonfessionelle Haltung bereits auf katholischer Seite möglich. Einige Verträge existieren. Auf evangelischer Seite stünde sie durchaus gut an. Im KMTTH heißt es allerdings (§5): „Die Beschäftigung bei einem der von diesem Tarifvertrag erfaßten Arbeitgeber setzt die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche voraus.“ Muß das denn so eng gefaßt sein? Sind wir nicht Glieder des einen Leibes Christi? Natürlich kann man von Schwierigkeiten hören, auch in unserer Landeskirche, wenn kirchenmusikalische Dienste verrichtet werden, die quasi nicht an- oder eingeboren sind. Und wenn sogar Musiker anderer Religionen z.B. Chöre leiten, wird die Sache noch mehr zugespitzt. Sollten wir uns aber nicht wenigstens im eigenen Religionsschiff stärker vernetzen?

Kooperation findet bereits in vielen Chören statt. Nicht nur daß ich bezweifle, daß jeder Kantor die Konfessionszugehörigkeit seiner Sängerinnen und Sänger kennt, wahrscheinlich sind viele gar nicht in der Kirche. Über die konfessionelle Vermischung in den Chören hinaus gibt es schon Chöre, die gegenseitig im Gottesdienst singen. Der Steglitzer Kirchenmusikkonvent ist ein ökumenischer, und die in diesem Jahr zum 30. Mal stattfindenden Steglitzer Kirchenmusiktage sind wie immer von katholischen und evangelischen Kollegen einmütig vorbereitet.

Übrigens: Ich meine nicht nur die Ökumene zwischen den römisch-katholischen Christen und den Protestanten, sondern auch die Freikirchen, die Anglikaner, die Orthodoxen usw. Mit den Anglikanern der Diözese London wird in diesem Jahr der Sprengel Berlin unserer Berlin-Brandenburgischen Landeskirche einen Partnerschaftsvertrag schließen. Ich bin im Dezember als Mitglied einer offiziellen Delegation in London gewesen, habe mit verschiedenen Gemeinden Kontakte geknüpft und möchte bei dieser Gelegenheit für Partnerschaften werben. Die Türen sind jedenfalls offen.

Es geht mir dabei nicht um einen zukünftigen Einheitsbrei oder den kleinsten gemeinsamen Nenner, sondern um die gegenseitige Kenntnis, das Respektieren, das Akzeptieren der jeweiligen Gestaltwerdung der Kirche Jesu Christi. Und für mich gewinnt sie Gestalt auch in der interkonfessionellen Kirchenmusik!

8. Die europäische Perspektive.

Ein Europa mit freizügigem Arbeitsmarkt und Euro-Währung müßte auch für die Kirchenmusik gelten. Warum sollten wir nicht in anderen Ländern mit unserer Ausbildung eine Anstellung finden können? Gemeinden gibt es überall. Soweit ich sehe, funktioniert das mit skandinavischen Ländern. Kirche und Gesellschaft divergieren jedoch von Staat zu Staat. Die Staaten sind von der Geschichte her konfessionell geprägt. Ein weiteres Nord-Süd-Gefälle ist beobachtbar. Osteuropa und Westeuropa unter verschiedenen ideologischen Systemen brachten ebenso auseinanderdriftende Berufsbilder hervor. Musik als eine allgemeine Artikulationsform der Gesellschaft korreliert also nicht mit Musik als gewichtigem Teil von Kirche und Gemeinde.

Von den direkten Nachbarländern Frankreich und Polen könnte z.B. gelernt werden, wie mit ehrenamtlichen und nebenberuflichen Kirchenmusikern Gottesdienst gefeiert wird. In beiden, fast gänzlich katholischen Ländern gibt es keine Kantorate wie sie in Deutschland begründet wurden und gepflegt werden. Umgekehrt könnten diese Länder lernen, wie (nur) durch professionelle Tätigkeit viele Menschen für kirchliche Arbeit begeistert werden können. Der Erfolg der kirchlichen Arbeit der ev. Matthäusgemeinde in Lodz/PL beruht u.a. auf der Einsicht des neuen Bischofs Mieczyslaw Cieslar, daß mit Diakonie und Musik zwei für die Außenwirkung von Kirche ganz wichtige Arbeitsfelder kontinuierlich gefördert werden. Von den Skandinaviern könnte gelernt werden, wie mit zeitgenössischen Kompositionen und Festivals die Aufmerksamkeit der Gesellschaft und Medien gewonnen werden kann. (Das Problem der außereuropäischen Inkulturation lasse ich einmal beiseite.)

Ich möchte es den Ausbildungsstätten in grenznahen Regionen ans Herz legen, trotz aller Hindernisse durch Sprache, Geschichte oder Wirtschaft dieses europäische Denken zu pflegen.

Das Profil von Greifswald und Lübeck (mit Blick auf die Ostseestaaten), von Görlitz (im Dreiländereck zu Polen und Tschechien), von Freiburg (in den französischen Lebensraum hinein) usw. würde sich deutlicher voneinander abheben. Es geht nicht um die Vermittlung des richtigen Fingersatzes oder das Angeben der Töne mittels Stimmgabel; die kleinen, lebendigen kulturellen Unterschiede machen das Salz in der Suppe aus und könnten die Ausbildungsstätten für Studenten aus anderen Ecken Europas schmackhaft machen! Und die Kirche würde diese Suppe gut tun.

9. Die Zukunft der Kirchenmusik liegt in ihrer eigenen Qualität.

Sie muß ihre Kraft aus sich heraus neu gewinnen. Das Immanente, das Innewohnende wartet wieder einmal auf Entdeckung. Zwei Aspekte sind für mich derzeit unterbelichtet: Klang und Rhythmus.

Da das Visuelle in unserer Gesellschaft Überhand genommen hat - und wer hat nicht schon über die über uns hereinbrechende Bilderflut, die zudem so manipuliert ist, gestöhnt - , ist es Aufgabe, dem Hörorgan seinen lebenswichtigen Stellenplatz wiederzugewinnen. Das Hörorgan als Teil der Haut ist ja - anders als das Auge - direkt mit dem Außen, der Außenwelt verbunden. Was ich höre, fühlt mein Trommelfell, dieses Häutchen. Ich höre - also bin ich, so lautet der Titel eines Buches von Joachim-Ernst Behrendt. Das Hörorgan ist das leistungsfähigste und empfindlichste unserer Sinne. Nach jedem denkbaren Parameter ist es dem Auge überlegen. Der Wahrnehmungsspielraum des Auges ist etwa eine Oktave breit (380-760 Nanometer, Violett-Purpur). Das Ohr kann zehn Oktaven unterscheiden. Das Auge braucht 2/100 Millisekunden, um zwei aufeinanderfolgende Reize zu unterscheiden, das Ohr lediglich 3/1000 Millisekunden. Ich behaupte, daß die Stimme der Liebsten (resp. des Liebsten) gewichtiger ist als ihr Bild. In Äußerlichkeiten läßt sich mehr verbergen als mit der Stimme, können wir uns eher täuschen lassen als durch Töne! Warum nicht den Klang in den Mittelpunkt rücken? Auf Klangkombinationen, Klangfarben (sic!) hin die Menschen sensibilisieren, ist das nicht eine immerwährende Aufgabe, die zufriedenstellt und Lust verschafft (Lust ist verwandt mit dem englischen „listen“...)?

Zweitens: Rhythmus. Rhythmus ist Leben. Stillstand ist Tod. Unsere Bequemlichkeit steht gegen die Veränderung. Sich auf einen Weg zu begeben erfordert immer wieder, das Vertraute zu verlassen (Vertraut den neuen Wegen...). Aber diese kirchliche Aufgabe ist uns gegeben. Nur Mut! Übrigens gehören auch Pausen und Stille in den Bereich des Rhythmus. Aber die Wiedergewinnung des Perkussiven und damit des Tänzerischen, Körperlichen in unserer manchmal arg versteinerten, verkalkten und vergreisten Kirche macht erst lebendig. Der Puls unserer Zeit mag als zu schnell und hektisch empfunden werden und vielleicht ein anderer sein als der Rhythmus einer christlichen Gemeinschaft, doch wir sind heute, hier und jetzt Kirchenmusiker.

Beide, Klang und Rhythmus, sollten sich durch Qualität auszeichnen. Dafür haben wir die Kompetenz. (So wie die Kirchen Kompetenz haben für Sinn- und Lebensfragen, für den Glauben.) Und wie der Käufer eines Tisches keinen wackeligen Tisch erwerben wird und Anspruch hat auf eine ordentliche Herstellung, so sind wir Kirchenmusiker verpflichtet, nicht nur zum Gotteslob (und für Gotteslohn) Qualität zu liefern, wenn wir geachtet werden wollen. Wenn uns dazu die Möglichkeiten der Technik, der Computer und Medien helfen, sollten wir sie verwenden. MIDI, Sequenzer, Notationsprogramme und Internet dürfen keine Barrieren sein.

10. Es hängt von unserer Person ab, die für eine Sache eintritt.

Glaubwürdigkeit, Kompetenz, Vorbild, Vertrauen. Viele Schlagworte, die dadurch nichts von ihrem Gewicht verlieren. Nur mit unserem persönlichen Eintreten können wir glaubhaft arbeiten. Ich möchte hier verweisen auf durch langjährige Arbeit aufgebaute gute Kontakte etwa zum Bezirksamt, zu Künstlern und Politikern, zu Geschäften, zu der Kirche distanziert gegenüberstehenden Menschen. Sie lassen ein Bild von Kirche, von Kirchenmusik in den Köpfen entstehen, das diese Kirche und ihre Kirchenmusik sinnvoll und nicht vergeblich erscheinen läßt. Ich bezweifle die sogenannten Sachdiskussionen, wenn sie objektiv geführt werden sollen. Gerade die Relativität nach Zeit und Raum und der jeweiligen Personen, die aufeinandertreffen, schafft eine Gunst der Stunde, die (nicht nur) der Sache Jesu förderlich ist.

Wie können wir wirken, aufbauen, bewegen? Wie können wir die Blässe des Bildes auffrischen? Nur noch vier, weiter zu diskutierende Anregungen:

a) Vielfältig statt einfältig arbeiten. Im Buch „Die Logik des Mißlingens“ von Dietrich Dörner (rororo) haben diejenigen Kandidaten die besseren Ergebnisse erzielt, die parallel gearbeitet haben. (Es ging um computersimulierte Entwicklungsaufgaben, z.B. Landwirtschaftsprojekte in Afrika oder fiktive Stadtbaupolitik. Wer nur eine Idee hatte, diese eingleisig umsetzte und auf Fehlentwicklungen panisch reagierte, war gegenüber denen, die flexibler und mehrspuriger dachten, im Hintertreffen.

b) Kommunikativ statt autistisch. Kommunikative Kompetenz ist gefragt. Jesus war nicht der einsame Redenschreiber, sondern ist auf die Menschen zugegangen. Dasselbe müßte also für die Kirchen-Musik gelten. Klinken putzen und nicht warten, bis einer mal vorbei kommt. (M.E. auch ein Grund für das Ende und sich Überflüssigmachen der Spandauer Kantorei, die gerade nach der Wende zu wenig präsent in der Öffentlichkeit agierte.) Es geht nicht an, daß Gottesdienste nicht von den Verantwortlichen gemeinsam vorbereitet werden. Der Weg zur Musicbox ist sonst näher als Sie denken!

c) Vertrauen aufbauen statt Versicherungen verkaufen. Lebensnotwendige psychische Stabilität lässt sich nicht erkaufen. Call-Center für kirchenmusikalische Dienstleistung funktionieren nicht? Musik als heilsames Medium unter Menschen hat hier einen unschlagbaren Vorteil. Das dafür notwendige Vertrauen ist immer wieder neu aufzubauen. Das lässt sich nicht, auch nicht online, bestellen.

Und schließlich: Auf Gott bauen, nicht auf uns! Wenn ich ehrlich bin und nicht als Musiker in der Kirche, sondern als Kirchenmusiker arbeiten möchte, benötige ich Gott als Gegenüber und Korrektiv. Wenn ich ihn aus dem Blick verliere, wird Musik zum Selbstzweck. In einer gottlosen Gesellschaft mag das angehen, in der Gemeinschaft der Heiligen nicht.